

ERZÄHLEN STATT ZÄHLEN. Über die Begegnung der Guaraní mit Forschern und Gottespädagogen

Eins, zwei, drei, vier: peteĩ, mokõi, mbohapy, irundy ... längst hatten die eingeborenen Guaraní in ihrem später von Europa aus neu entdeckten Teil Südamerikas begonnen zu zählen - aber wenig ambitioniert. Kaum angefangen, war bei irundy, der Vier, schon wieder Schluss; unsere ausgeschwärmten Vorfahren, die europäischen Entdecker, Eroberer und Glücksritter, ebenso wie die aus der alten Welt herüber gekommenen Missionare und Forscher konnten sich überlegen fühlen. Menschen, die nicht auf fünf zählen können, gelten nicht viel. Von bedauernswert bis unwert reicht die abschätzigste Skala. Und je nachdem, wer wen wie einzuordnen die Macht hat, wird auf entsprechende Abhilfe gesonnen: in der Spanne von Pädagogik bis Pogrom. Glück für diejenigen Eingeborenen, bei denen es hieß: zählen lernen. Sind doch die Zahlen, schrieb 1783 der Missionar Martin Dobritzhoffer, „... sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber um eine vollständige Beichte abzulegen schlechterdings unentbehrlich ... (Also) wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterricht in der Kirche täglich auf Spanisch zählen gelehret. An Sonntagen pflegte das Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen.“¹

Die Guaraní zählten bis vier, die von Dobritzhoffer beschriebenen Abiponer endeten gar schon bei drei.² David Cranz, der evangelische Missionar, der von den Inuit in Grönland berichtet, meint, dieses Volk käme auf Anhieb gerade mal bis fünf und nur mit Mühe und Tricks bis um die Zwanzig herum: „Statt Zwanzig sagen sie auch wol Ein Mensch, nemlich alle Finger an Händ und Füßen und zählen hernach so viel Finger zu, als über die Zahl ist. Folglich sagen sie statt hundert fünf Menschen. Die meisten sagen, wens über zwanzig geht: Es ist unzehlig. Wenn sie aber zu der Zahl eine Sache setzen, so drücken sie manche Zahlen anders aus, als Inuit pingafut, drey Menschen.“³ Solche und ähnliche Beobachtungen aus den vergangenen

¹ Abbe Martin Dobritzhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, Zweyter Theyl, Joseph Edlen von Kurzbek k.k. Hochbuchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783, S. 205. Der 1748 vom Jesuitenorden nach Paraguay berufene Dobritzhoffer berichtet in seinem dreibändigen Werk von den Abiponern und ihrem argentinisch-paraguayischen Siedlungsraum, sowie immer wieder auch über die paraguayischen Guaraní, mit denen er elf seiner achtzehn Jahre als Missionar in den so genannten Reduktionen verbrachte.

² a.a.O. S. 486

³ David Cranz, Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner u. insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels. Leipzig 1765, S. 286

Jahrhunderten kommen aus allen Ecken der Welt. Ebenfalls heißt es allenthalben, die einheimischen Völker seien, wenn nicht gleich unfähig, so doch von großer Unlust, was das Zählen und Rechnen betrifft. „Sie sind nicht bloß des Rechnens unkundig sondern auch abgesagte Feinde desselben. Ihr Gedächtnis ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unausstehlich lange Weile ...“⁴ meint Dobritzhoffer. Letztlich hinterlassen die missionarischen, wirtschaftlichen, aber auch militärischen Einflüsse dann doch ihre Spuren in den einheimischen Sprachen und Gewohnheiten.⁵ Für einen Guaraní auf tausend zu zählen geht mittlerweile, wie das Interaktive Wörterbuch Guaraní der Universität Mainz nahelegt, problemlos vonstatten.⁶ Die Zehntausender allerdings oder gar die Million haben dort bis heute keinen Eingang gefunden. In solch hohe Sphären aufzusteigen, gelingt nun mal nicht jedem, schon gar nicht jenen ehemaligen Tausendsündern, von denen es an Dobritzhoffers „Sonntägen“ gewimmelt haben muss.

Verruchte Sünder, diese Indios! Selbst erfahrene Missionare packt da das Grauen, einer schlägt hektisch Kreuze angesichts der Satansbrut, an die er geraten ist. Weicht von mir, dröhnt seine Stimme, zur Hölle ihr nackten, bemalten, ihr jungen, ihr alten, ihr tausendköpfigen Teufel ... und wie der Rufer noch um Worte ringt, kehrt seine professionelle Besinnung als Bruder der Societas Jesu zurück, denn in diesem Orden gelten die Eingeborenen als Opfer des Satans, nicht als dessen Komplizen. So verfallen sie dem Bösen auch sind, so sind sie der Rettung doch würdig und damit würdig für die zehn Gebote, ohne die das Tor zur Läuterung verschlossen bleibt. Zehn ist der Schlüssel. Dorthin, Glück gehabt, beschließt der gute Hirte, lehre ich sie zählen, über die Vier hinaus, hinüber ins Reich der zehn Gebote, zwei Hände voll, po und nochmal po, lass ich sie zählen. Po heißt doch das da? Viele Sekunden reckt der Missionar seine Linke in Richtung der vor ihm kauern Menge. Danach gleitet po, die Hand, ein Stückchen nach oben, wo sie vor des Gottesmannes weit aufgerissenen Augen verharrt. Po, schallt es aus seinem Munde. Seine Hand, jetzt in mathematisch-liturgischer Funktion, reckt sich, gemeinsam mit dem Arm maximal in die Höhe, schwenkt fahnengleich durch die Luft über dem nun schweigenden Pater, wobei jetzt die fünf schwebend gespreizten Finger mit einer Art stillem Klimpern die Hauptrolle übernehmen. Das unhörbare Spiel endet abrupt, als der Missionar sich

⁴ Dobritzhoffer II, a.a.O. S. 204

⁵ Vgl. Sebastian Drude, Wörterbuchinterpretation, Integrative Lexikographie am Beispiel des Guaraní, Tübingen 2004

⁶ <http://www.uni-mainz.de/cgi-bin/guarani2/Woerterbuch.pl>

gezwungen sieht, die bedenklich wachsende Ungeduld auf dem Platz erneut mit wuchtiger Stimme zurückzudrängen: Po ist die Hand, das wundersame Zusammenspiel der fünf Finger. Ergo steht po für die Fünf. Po ist fünf. Mbohapy, irundy, po - nach drei kommt vier, nach vier kommt? po - verkündet der Gottespädagoge in erlösungsfreudigem Ton; am Ziel ist sein Unterricht damit aber leider noch nicht, nicht einmal die kleine Pause scheint nah.

Es geht also weiter: Bei der auf dem Platz stattfindenden Lehreinheit könnten spätere Generationen - falls längst Vergangenes für sie nachlauschbar wäre - meinen, sie hörten eine Schellackplatte mit Sprung: Wiederholung statt Abwechslung. Sermonartig, eins ums andere Mal, zählt der Pater - auf Guaraní - von peteĩ über mokõi, mbohapy, irundy bis hin zu der von ihm neu eingeführten po, der Fünf. Fünfmal die gleiche Leier. Fünf identische Blöcke: Peteĩ, mokõi, mbohapy, irundy, po.

ANATOMISCHE METAPHERN

Passend zu seiner gegenstandslosen Zählerei verliert sich der gottesfürchtige Blick des tüchtigen Lehrers für Augenblicke in einem Nirgendwo, wahrscheinlich dort, wo alles Eins ist, weil sich nichts unterscheidet. So ist es dort, aber hier ist hier, spricht der Missionar vor sich hin. Und bevor es mit seinem Unterricht weitergeht, reibt er sich schnell noch die Augen, nicht wie nach dem Erwachen, sondern einfach, um klarer zu sehen. Was er sieht ist ungebrochen großer Handlungsbedarf, wobei ihm sein Gespür irgendwie den Rat erteilt: Penetranz bricht Gewohnheit.

Mit dem Gefühl optimal munitioniert zu sein, sticht jetzt sein Blick mit hintergründigem Lächeln hinein in die Menge, die er, das ist sein Plan, penetrant, abwechselnd in Unruhe versetzen und erlösen wird: Unruhe - Erlösung etc., pp.

Mir nach, fordert er selbstgewiss. Wie Schüsse schlagen die Zahlen ein und zur weiteren Dynamisierung seiner Performance hat er begonnen, martialisch auf der staubigen Stelle zu stampfen, ohne sich dabei fort zu bewegen. Dazu passend schwingt er tambourmajormäßig die Arme, als ob das Volk vor ihm an Schnüren hinge ... dieserart spult er die Zahlenblöcke herunter, und zwar ohne irundy, die Vier, auch nur irgendwie hervorzuheben, nicht positiv durch Betonung, nicht negativ durch übertriebene Missachtung. Und selbstverständlich auch ohne eine kurze Kunstpause danach. Nein, irundy ist bloße Durchgangsstation. Nach irundy, zackzack, folgt

lückenlos po. Dem Gaukler irundy, der sich wie die Vollendung gebärdet wird gründlich, so des Missionars heutiges Etappenziel, das Handwerk gelegt. Irundy, frohlocket, ist Übergang nicht Ende. Irundy ist das offene Tor auf dem Weg nach Mehr. Nach irundy, welche Freude, kommt po und auch po, ihr werdet es erleben, ist ein Schritt näher zum Paradies, in den Himmel, jawohl ... echt mitreißend, meint der Pater, kommt seine Botschaft herüber, wie ein Hammer, denkt er, wirkt seine stürmische Dramaturgie im Verbund mit dem durchdringenden Dröhnen seiner Stimme ... aber ach, was ist das? Wie er sich da so siegesgewiss umtut, muss er erkennen: nur einige rotnasige Kinder sind mit aufgesprungen auf seinen rasanten Zahlengalopp, peteĩ etc. ... Die Älteren hingegen blicken wie taub auf den Boden und abwechselnd, arrhythmisch, zeitlupig auf Hände und Finger. Sehr genau schauen sie hin und irgendwann kopfschüttelnd zurück. Ihre Lippen zusammengepresst, bleiben, das sieht er genau, hoffnungslos stumm. Und von den wenigen, die sich zumindest leise ihrer Neugier ergeben, endet der Ritt wie gehabt mit irundy, der Vier.

Was unser Gottespädagoge mit seinem Gespür für die Vorgänge beim Zählen intuitiv verschieben wollte, hatte etwas damit zu tun, wofür Alexander von Humboldt später den wunderbaren Begriff der „Ruhepunkte“ erfand. Die von Humboldt festgestellte, übliche Zählpause lag allerdings bei fünf, also eins höher als hier auf dem Platz. Abgeschaut hatte der große Forscher die gliedernden „Ruhepunkte“ dem menschlichen Körper. Sie verliefen, so von Humboldt, im Fünfertakt, entsprechend den jeweils fünf Fingern und Zehen an den vier Extremitäten, also an beiden Händen und Füßen. Die Zählvorgänge „...infolge der gleichen körperlichen Gliederung (vier fünffach geteilter Extremitäten) stehen still, entweder bei einer Hand, oder bei beiden, oder bei Händen und Füßen. (Diese) Gruppen von Einheiten gewähren Ruhepunkte beim Zählen ...“⁷ Zu den von Humboldt im Titel genannten verschiedenen Völkern gehörten u.a. die Guaraní, die er übrigens, wie auch die mittlerweile ausgestorbenen „Lulos“ zu „... den sehr rohen amerikanischen Stämmen ...“⁸ zählte.

Die Humboldtschen Ruhepunkte sprechen von einem üblichen Innehalten beim Zählen, nicht davon, dass bei fünf, zehn, zwanzig oder gegebenenfalls einem

⁷ Alexander von Humboldt, Über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerthes in den indischen Zahlen, In: Journal für reine und angewandte Mathematik, Band IV (1829), S. 205 - 231, hier S. 209

⁸ a.a.O. S. 210

Mehrfachen der Zwanzig Schluss sei mit der Zählkunst. Die Guaraní sehen das möglicherweise anders; aus beichtväterlicher Sicht jedenfalls - wir befinden uns wieder inmitten der schleppenden Unterrichtseinheit auf dem staubigen Platz, wo der Pater sich redlich mit seinem immer noch wenig kooperativen Völkchen abrackert - geht es nicht um das Zählen an sich. Das Anliegen hier ist pragmatischer Natur: es gilt, die Indios über die Vier zur Fünf zu hieven, mit ihnen die Leinen zu kappen, sie in die Weite zu führen, hinaus aufs offene Zahlenmeer, von der Fünf dann Kurs auf die Zehn zu nehmen, um so hinüber zu den zehn Geboten zu gelangen. Und von dort aus lässt sich eventuell noch weiter Entferntes anpeilen, die 1000 vielleicht, um die Dimension der durch die Gebote definierten Sünden zu ermessen – und ebenso die Gnade der Vergebung.

In Relation zur Bedeutung dieser Aufgabe kann auf dem Platz bisher nicht wirklich von relevanten Fortschritten gesprochen werden; immer noch stecken sie fest bei der Vier, vielleicht weil der Pater, getrieben von seiner Mission, die kleinen Hindernisse übersieht?

So ist es, leider ja, denn ebenso wie mancher Forscher ist auch der brave Missionar, anders als einige der „sehr rohen amerikanischen Stämme“, nicht weit genug ins Detail gegangen. Hätte er darauf geachtet, was seine immer noch vor ihm kauern, jetzt eindringlich miteinander diskutierenden Indios bewegte, als sie „wie taub auf den Boden und abwechselnd, arrhythmisch, zeitlupig auf Hände und Finger“ schauten, dann hätte ihm auffallen können: sie betrachteten ihre Extremitäten, die Hände und Füße. Sie vergewisserten sich der Anzahl ihrer Finger und Zehen. Und? Sie zählten pro Hand oder Fuß partout nicht fünf, sondern jeweils immer nur vier dieser Teile, genauer gesagt, vier dreigliedrige Finger und vier dreigliedrige Zehen, während die Daumen und großen Zehen bis heute jeweils nur zweigliedrig sind und als solche etwas Eigenes bilden. Natürlich formen die ungleichen Geschwister, die Finger mit dem Daumen, auch hier eine Hand, nicht aber das Symbol für fünf, wie es ihnen dieser christliche Europäer nach wie vor weißmachen möchte. Als ob sich bei ihm zuhause aus Äpfeln und Birnen Summen bilden ließen anstatt einfach nur etwas Anderes, sagen wir: Obstsalat.

Der Tag ist noch lang, ich habe Zeit; das soll die entschlossene Mine des Paters gegenüber seinen pedantischen Zählern wohl signalisieren. Was der geplagte Lehrer damals nicht ahnen kann, ist wie viel vergebliche Mühe tatsächlich noch vor ihm liegt

– und vor seinesgleichen. „Allein - so schrieb Dobritzhoffer 1783, fast 300 Jahre nach dem Beginn der Entdeckung des Kontinents – wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eher Musik, die Mahlerey und Bildhauerrey als die Zahlenlehre: denn wenn sie gleich die Zahlen auf Spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, so daß man ihnen hierinnfalls nur sehr selten trauen darf.“⁹

Feierabend. Natürlich ist unser Missionar kein Unmensch; dennoch hat soeben nicht er die Runde aufgehoben, sondern sie sich selbst. Aufgerufen von niemandem, folgen die Guaraní ihren Füßen, ihren Stimmen, ihrem langen Schatten und verschwinden, lassen sich verschlucken, vom Wald, vom Fluss, von Teppichen aus Schmetterlingen, vom Rufen der Tiere, von Wolken aus Moskitos, die in den frühen Abend hinein noch einmal gierig - als ob es zum letzten Mal wäre - zustechen wollen, aber nur die weiche Haut des Gottesmannes finden. Dann ist schlagartig Nacht ... und kaum graut der neue Tag, kommen alle, oh Wunder, aus ihren Hütten.

Der gestrige Unterricht ... Schwamm drüber; es geht ja auch ohne Zahlen, berichten die Informanten über die neu entdeckten Völker: „Um also über Fragen der Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu seyn, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken in die Höhe, und betrügen also bald sich selbst, und bald den welcher sie frägt. Oft rufen sie, wenn die Zahl über drey geht, des Fingerhebens überdrüssig Pop! Viele ...“,¹⁰ ist bei Dobritzhoffer über die Abiponer zu lesen. Oder, um weitere Zahlenangaben zu machen, würden sie „allerlei wunderliche Kunstvortheile“ gebrauchten. Die Zehen eines Straußenfußes - drei nach vorn, eine nach hinten - stünden für vier; die Fünf werde angedeutet durch eine besondere Sorte von Haut, „... welche sich durch Flecken von fünferlei Farben auszeichnet ...“ Häufig würden Mengen räumlich angegeben. Wenn etwa von der Beute an eingefangenen Wildpferden die Rede sei, ginge die Frage um: „Wie viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr nach Haus gebracht habet? ...“ Eine Antwort darauf könnte lauten: „... sie reichen von diesem Walde an bis zum Ufer des Flusses.“¹¹

ZAHLWÖRTER AUS DEM LEBEN

Was die Eingeborenen dieserart praktizierten, schreibt August Friedrich Pott im frühen 19. Jahrhundert, sei die „... Zurückführung des arithmetischen Moments auf

⁹ Dobritzhoffer II, a.a.O. S. 205

¹⁰ Dobritzhoffer II, a.a.O. S. 204

¹¹ Dobritzhoffer II, a.a.O. S. 202 f

das geometrische, welches unmittelbarer an die Sinne herantritt!“. ¹² Hin- und hergerissen zwischen belächelnder Nachsicht und staunender Bewunderung für die Eingeborenen mit ihren arithmetischen Kunstkniffen, bildet die Schrift von Pott nebenbei eine ergiebige Quelle für das andere Zählen. Etwa wenn sich der Autor mit den Reiseberichten von Hinrich Lichtenstein, dem Erzieher, Chirurgen, Soldaten, ins südliche Afrika begibt: Die meisten Eingeborenen - so die Beobachtungen von Lichtenstein - würden die Zahlworte nicht nennen und hätten doch genaue Vorstellungen von den Mengen, z.B. der Größe einer Herde. Der Besitzer merke genau, wenn ein Tier, und sogar welches, fehle. „Wahrscheinlich haben sie eine Art zu zählen, bei welcher sie keine Worte brauchen und wovon sie nicht Rechenschaft zu geben wissen, oder ihr Gedächtnis erlangt für diesen einzelnen Gegenstand durch die Uebung eine so ungemaine Stärke. Ueberhaupt ist das Gedächtnis dieser Menschen sehr stark, sofern es in Erinnerung sinnlicher Beschauungen besteht.“ ¹³

Das Geheimnis hinter dem andersartigen Zählen ist von Abenteurern wie Lichtenstein nicht gelüftet, immerhin aber erspürt als eine Arithmetik mit allen Sinnen. Anstatt zu zählen, findet ein tiefes, umfassendes Eintauchen in die Materie statt, ein aufmerksames Beobachten, flankiert von Rückgriffen auf Erfahrungen, von der Einbeziehung des Besonderen, des Achtens auf begleitende Laute, Geräusche, Gerüche, Echos, auf Reaktionen aus der Umgebung, wie dem Aufwirbeln von Staub und vielem mehr, das zusammen genommen diejenigen, die es gelernt haben, befähigt, im Fall einer Herde über deren Kopfzahl - falls es denn sein muss - Schlüsse zu ziehen. Ansonsten gilt: Anstatt über eine bloße Zahl Bescheid zu wissen, scheint die Eingeborenen mehr die Befindlichkeit des gesamten Phänomens zu interessieren. Was ist schon das Wissen über die Anzahl einer Ansammlung von Tieren oder auch eines feindlichen Trupps gegenüber profunden Einblicken in den Zustand, die Absichten solcher Mengen. Für Pott jedenfalls ist die Vermutung nicht abwegig, dass des Zählens unfähig scheinende Eingeborene vielleicht doch über einen größeren Zahlenvorrat verfügen: „Daraus folgt nun inzwischen keineswegs, dass die gedachten Völker, aus Mangel an Zahlwörtern, gar nicht weiterzählen

¹² August Friedrich Pott, Ueber die quinare und vigesinale Zählmethode bei allen Völkern aller Welttheile, Halle 1847, S. 5, Anm. 2

¹³ Martin Hinrich Karl Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika, Berlin 1811, Th. 1, S. 668, zit. nach Pott, a.a.O. S. 17

könnten, sondern im Grunde nur deren große Unlust, es zu thun, und insbesondere vor aufdringlichen Fragern.“¹⁴

Der 1847 von Pott eingewobene Gedanke, dass die Geringschätzung der Fähigkeiten der Eingeborenen möglicherweise einer Überprüfung bedürfe, war ihm dann doch nur eine kleine Spekulation über deren Lust oder Unlust am Zählen in einer Fußnote wert. Im Zweifel für den Fortschritt. Zwischen dem zeitgemäßen Jubel für die Moderne und der alten Ehrfurcht vor einem in Schönheit sich naturhaft entfaltenden Werden, schaut Pott zugleich vor und zurück. Hinten liegen die offensichtlichen Lebensbilder: „Um die Möglichkeit des Entstehens der Zahlwörter, trotz ihrer abstrakten Inhaltslosigkeit, gerade umgekehrt aus ganz *concreten* Vorstellungen begreiflich, ja viel wahrscheinlicher zu finden, darf ich an das Leben selber, und dessen thatsächliche Gewissheit appellieren.“¹⁵ Als Ursprünge der Zahlwörter aus dem Leben selbst nennt Pott z.B. Hand, Füße, Mensch, Straußenzehen, bis hin zur 89, dem Begriff für „la révolution“. Sprachrealien sind das, die nebenbei bemerkt, bis heute fortgesetzt werden könnten, etwa wenn eine eintätowierte 18 ihren Träger als Dumpfbacke ausweist. Und was den Fortschritt betrifft, so beruft sich Pott auf Wilhelm von Humboldt, der, wie Pott schwärmt, „... sehr nach meinem Sinne ...“ argumentiert: „Unstreitig - so Wilhelm von Humboldt - liegen allen Zahlwörtern ähnliche Metaphern zum Grunde, die sich nur jetzt nicht immer mehr auffinden lassen. Die Völker scheinen aber früh gefühlt zu haben, dass die Vielheit für dieselbe Zahl überflüssig, ja unbequem und zu Mißverständnissen führend sei. ... Nationen von tieferem Sprachsinn musste es früh, wengleich das Gefühl sich nicht zum deutlichen Bewußtsein erhob, vorschweben, dass, um die Reinheit des Zahlbegriffs zu erhalten die Erinnerung an einen bestimmten Gegenstand besser entfernt wurde. Je mehr dies Gefühl vorwaltete, desto weniger mußte man auf die Bewahrung des Sachbegriffs in den Zahlwörtern halten. Hierdurch aber mussten diese durch die Abwesenheit des auf Bedeutung hingehenden Sprachsinns der Wahlverwandschaft der Laute hingegeben, von selbst zu bloß conventionellen Tönen werden.“¹⁶

Dem pragmatischen Missionar - ja jenem vom vergangenen Sonntag auf dem immer noch staubigen Platz - war es nie um die Aburteilung seiner Schützlinge als Vertreter

¹⁴ Pott, Üeber die quinaire und vigesinale Zählmethode, a.a.O. S. 3, Anm. 2

¹⁵ Pott, a.a.O. S. 120

¹⁶ Wilhelm von Humboldt, Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, I. Band, Berlin 1836, S. 22f

einer Spezies von minderem Sprachsinne gegangen. Außerdem: wie sollten Laute und Töne weniger lügenanfällig sein? Wie oft hegte doch der Pater den bösen Verdacht, dass die wunderbar musikalischen Guaraní in ihren Jubelchören Gott nur äußerlich besangen, während sie tief innerlich für Satan brannten. Hier halfen keine abstrakten Zahlen. Jedes Gebot brauchte ein Antlitz, jede Sünde eine Fratze, jede Zahl ein klares, entweder erbauliches oder schreckliches Bild. Ja, unser Pater war weit weg von Humboldts „Reinheit des Zahlbegriffs“, er vertrat noch eine gegenständliche Epoche. Er konnte nicht ahnen, welche abstrakten Ideen die Forscher des 19. Jahrhunderts dereinst aus seinen und den seinen ähnlichen Erfahrungen destillieren würden, zumal er und seine Mitbrüder ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit schrieben. Sie schrieben füreinander.

Das waren noch Zeiten, im Paraguay der 1620er Jahre, als sein Orden Antonio Ruiz de Montoya zum Oberen aller Jesuitenreduktionen ernannte. Was für ein Haudegen, Krieger, Indianerfresser war dieser Montoya als junger Mann gewesen, bis er, viermal verwundet, erleuchtet, sich zum großen Evangelisten der Guaraní läuterte, zu deren Retter vor den Sklavenjägern, zum Linguisten und Kenner ihrer Sprache und Kultur.¹⁷

Auch Montoyas Schriften waren zunächst nicht auf Außenwirkung bedacht. Sie zirkulierten intern, dienten als Arbeitsmaterial, sowie zur Vorbereitung der Missionare auf ihren Einsatz bei den Guaraní. Die Erkenntnisse entstanden im Tun, bauten auf den Leistungen von Vorgängern auf und wuchsen im weiteren Gebrauch. Ein Stück weit handelte es sich bei diesen Schriften um Gemeinschaftsprodukte. Dass der Jesuitenpater Antonio Ruiz de Montoya für sein 1640 erschienenes Werk über die Sprache der Guaraní nicht die alleinige Autorenschaft beanspruchte mag der Zusatz im Titel „Compuesto por ...“¹⁸, (zusammengestellt von) verdeutlichen. Nachdem die Missionare längst mit und an den Vorläufern dieser Veröffentlichung gearbeitet hatten, drangen die Neuigkeiten erst Jahre später hinüber nach Europa; so auch jene, für die Mitbrüder vor Ort (wie auch für uns) nicht neue, unglaubliche Beschränktheit der Eingeborenen beim Zählen - sie kämen nur bis vier: „Los

¹⁷ Zum Leben und Wirken Montoyas s. Barbara Ganson, Antonio Ruiz de Montoya, Apostle of the Guaraní, In: Journal of Jesuit Studies, Online Publikationsdatum 01 Mar 2016, https://brill.com/view/journals/jjs/3/2/article-p197_2.xml

¹⁸ Arte, y Bocabulario de la Lengva Gvarani. Compvesto por el padre Antonio Ruiz, de la Compañía JESUS. Madrid 1640

Numerales no son mas que quatro“¹⁹, schrieb Montoya. Zugleich und trotz des von ihm hervorgehobenen Limits gab er doch weitergehende Zahlwörter an, für die Fünf sogar zwei Varianten: Die eine, „yründĩ hae nirui“, geht aus der Vier hervor, die andere, „pöpeteĩ“, aus Hand mit eins: eine Hand. Zwei Hände stünden demnach für zehn und für die Zwanzig dienten beide Füße und Hände.²⁰ Dass Montoya diese Varianten nannte, ohne dass sie bisher in der Originalsprache existierten, darf als Versuch gedeutet werden, zum guaranisprachlichen Weiterzählen anzuregen. Mittlerweile durchgesetzt hat sich von jenen Varianten lediglich - oder immerhin - eine Kurzform aus pöpeteĩ, nämlich po für fünf. Diese Sprach- und Zahlenentwicklung im Guaraní als work in progress ist bis weit in die Gegenwart zu beobachten, wobei es „... sich aber um (inkonsistente und rivalisierende) Versuche, eine Zählung im Guaraní einzuführen ...“²¹ handelt.

RÜCKZUGSSTRATEGIEN

Anders als die missionierenden Patres - auch jener von besagtem Platze - zeigten die namenlosen Eingeborenen wenig Neigung zum Weiterzählen. Und daraus, dass sie schließlich doch so, wie es ihnen vorgemacht wurde, mitspielten und mit Händen und Füßen zählten, sind dann die Berichte über ihre drolligen Ausdrucksformen entstanden. Die Vorstellung wonach die geschilderte Einfalt der Ureinwohner aber nicht echt, sondern schlicht Anpassung an die Eindringlinge gewesen sein könnte, widerspricht dem Superioritätsgefühl der Eroberer. Den Gedanken dennoch zu verfolgen, führt zu dem lustigen Bild, dass sich die Ansässigen gegenüber den herbeiströmenden Fremden bewusst unkompliziert ausgedrückt hätten, sozusagen in einfacher Sprache. Man kennt das bis heute aus der stammelnden Kommunikation gegenüber Ausländern, die der Landessprache nicht mächtig sind: „du zurück gehen Heimat ...“, heißt es da gerne.

Dass die Eingeborenen als rückständige, unterentwickelte Völker eingeschätzt werden, entspringt dem Bild, das die Eindringlinge von Anfang an berichtet, gezeichnet, aufgeschrieben haben; wer schreibt, der bleibt. Was einmal geschrieben steht, ist so schnell nicht aus der Welt zu schaffen. Die meinungsbildende

¹⁹ Arte, y Bocabulario, a.a.O. S. 7

²⁰ Arte, y Bocabulario, a.a.O. S. 6

²¹ Drude, Wörterbuchinterpretation, a.a.O. S. 134

Schlagkraft der Einheimischen mit ihren durchgängig oralen Kulturen, blieb gegenüber der schriftbasierten Zivilisation der Eroberer heillos unterlegen.

Dennoch sind alle wieder da, nicht auf dem staubigen Kirchplatz, aber eben hier und dort, bei ihren verschiedenen Verrichtungen, wie es sich für die „Indianerreduktionen“ gehört, seit sich besonders und gerade die Guaraní unter die Herrschaft des Jesuitenordens begaben. Die Guaraní, zu Deutsch: Krieger, hatten sich früh mit den Jesuiten verbündet, weil sie einsehen mussten, dass sie den Ankömmlingen mit ihren martialischen Eisenmännern auf Dauer militärisch nicht würden standhalten können. Rückschauend kann diese Annäherung an den christlichen Orden als Strategie gedeutet werden, um zweierlei zu erreichen:

- Vereinzelung stoppen
- Zeit gewinnen

Die Indios brauchten Zeit, mindestens zwei, drei Generationen, um zwischen sich und dem heranstürmenden Neuen ein Mestizenvolk als wirksamen Puffer entstehen zu lassen. Und inzwischen galt es, um die eigene Kultur und Sprache über die ersten, zerstörerischen Stürme zu retten, möglichst als Gruppen in traditionellen Strukturen zusammen zu bleiben, anstatt im Zuge der Eroberung von den „Conquistadoren“ versklavt oder in der so genannten „Encomienda“ vereinzelt unterzugehen.

Tatsächlich: Gemeinsam mit den Jesuiten ließ sich in den Reduktionen schrittweise eine Alternative entwickeln, die ab 1609 knapp 160 Jahre lang hielt. In durch die Jesuiten weithin von der Außenwelt abgeschirmten Gebieten machten sich die Guaraní faktisch unsichtbar, erhielten sie den notwendigen Rückzugsraum. Was sie dazuhin brauchten, war eine Art juristischer Unsichtbarkeit, sprich die Rechtsunfähigkeit jedes Einzelnen. Nur durch die vermeintlich reaktionäre Rechtlosigkeit ließ sich eine im 17. Jahrhundert eingeführte individuelle Tributpflicht entschärfen. Der Status als Rechtssubjekt in Verbindung mit der Steuer - jährlich fünf pesos, ersatzweise einen Monat Arbeit²² - hätte bewirkt, dass sich die Einzelnen dann doch in der Encomienda wiederfänden. Um das zu vermeiden sollten sich die Jesuiten kollektiv um die Begleichung der Steuern kümmern. Damit es so kommen konnte - gemünztes Geld war ja kaum in Umlauf -, mussten die Jesuiten erst noch

²² Manfred Ringmacher, Zwei Briefe auf Guaraní in Alexander von Humboldts Handschrift, In: Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien, HiN XV 29 (2014), S. 90 – 101, hier S. 92

den „peso hueco“ erfinden, keine wirkliche Münze, sondern eine Verrechnungseinheit im Rahmen des Gütertauschs. Ohne Geld also, auf der Grundlage des Tauschhandels, lösten die Jesuiten die Steuerfrage. Der dafür von den Indios zu erbringende Arbeitseinsatz konnte ausgehandelt werden, wobei das gegenseitige Interesse am Gelingen des „Gottesstaates“ beide Parteien kompromissbereit stimmte.

Und die christliche Gefolgschaft, die die Indianer für den empfangenen Schutz an den Tag legen müssten, nun ja, die ließe sich schon lockern; notfalls durch Dummstellen, Nichtwissen, Vergesslichkeit ... Eigenschaften, die glaubwürdig wirkten, weil sie längst zum Image der Eingeborenen gehörten. Außerdem: nichts währt ewig. Früher oder später, mit fortschreitender Neuzeit, würde der Stern der christlichen Verbündeten sinken. 1767, als es so weit war – der Orden vertrieben, die Patres, auch Dobritzthoffer, als Gefangene der Krone schmachvoll deportiert – gingen die Indianergruppen, die es schafften zurück in die Wälder. Der Untergang vieler der eingeborenen Völker wie der Abiponer oder Lulos war derweil unaufhaltsam fortgeschritten. Anders hingegen die Lage bei den Guaraní, wo dank des Zeitgewinns inzwischen das Mestizenvolk der Paraguayer herangewachsen und damit ein guaranisierter Puffer zwischen den traditionellen Ureinwohnern und der weiter herbeiströmenden Zu- und Unterwanderung durch die „Fortschrittler“ entstanden war.

Noch ist das strategische Pulver der Guaraní nicht komplett verschossen. Noch siedeln einige Stämme in letzten geschützten Gebieten. Noch wäre Zeit von ihnen mehr über ein alternatives Zählen zu erfahren. Ein Zählen, das die Phänomene als Unikate auffasst, und das zugleich zugibt, wer wollte das bestreiten: auch Unikate sind gesellig, führen kein mönchisches, kein monadisches Dasein, haben einen, und oft was für einen Plural, denn, Unikate plus Unikate ergeben neue Unikate, wobei es gilt, deren innere Wirk- oder auch Fliehkräfte zu erkennen, zu benennen, bzw. sich für solche Konstellationen und Mengen zu öffnen.

UNIKATE UND WANDEL

Es bleibt dabei: Die Grundlage des Zählens der Guaraní sind Unikate, die anstatt zum unterschiedslosen Zählen zu ermuntern, die Unterschiede zwischen den Objekten, ihren Eigenheiten und Besonderheiten betonen und nicht so tun, als

stünde die Welt still, als bliebe alles wie immer, ohne Dynamik, die das Gezählte im Nu verändern kann. Das guaranispezifische Beharren auf Uneindeutigkeit hat ganz offenbar System. Es entspricht einem Konzept von einer sich wandelnde Welt, von einem Denken auf immer weiteren Ebenen und in permanent wachsenden, bzw. zerfallenden, davonlaufenden Zusammenhängen, die sich nicht um die Limitierungen der menschlichen Erkenntnisfähigkeit scheren.

Alle Wesen, Erscheinungen und Dinge, bis hin zu genormten Produkten, sind in ihren Ausprägungen, in ihren Verwendungen, in ihren Beziehungen untereinander und zur Welt verschieden aufgestellt. Jeder Stuhl, jeder Tisch, jeder Kiesel, jede Wolke, sogar ein äußerlich dem anderen gleichender Nagel hat und macht Geschichte. Die Unterschiede bestehen in einer Spanne von graduell bis fundamental. Und was für die einzelnen Stücke gilt, trifft ebenso für deren Mengen zu. Selbst Ansammlungen, die sich in Art und Größe gleichen werden niemals, wie Zahlen es suggerieren, identisch sein. Aggregate aus einer Anzahl von Teilen, etwa von 100 Ochsen, 500 Bäumen, 10000 Feinden verkünden nichts über die ihnen innewohnenden Qualitäten, nichts über ihre Stabilität, Labilität, Verlässlichkeit, über Zwecke, Potenziale, Motive. Numerisch bezifferte Aggregate stellen immer nur eine Vergrößerung dar. Sie transportieren einen doch sehr kargen Erkenntniswert. Anstatt zu zählen machen die Guaraní lieber mehr als weniger Worte, und darin sind ihnen die paraguayischen Mestizen gefolgt ... auf „Jopara“, in einem sprachlichen Mischmasch aus indianisch und spanisch.

Kein Mensch, keine Gruppe, keine Hütte, kein Steg, kein Jaguar, kein Piranha und auch kein Schwarm dieser räuberischen Beißer gleicht dem andern. Kulturen die zählen, vernachlässigen das Erzählen. Das Konzept von der Bedeutung der Unikate lädt hingegen ein, nein mehr noch: zwingt zum Hinschauen, Entdecken, zum Worte machen, zum Erzählen, zum Beispiel an den“ Sonntagen“, in einer der meist erstaunlich leisen Kneipen, die doch voller Stimmen sind und mit Tischen, die exakt den eingeritzten Umfang eines metro cuadrado zeigen, der sich langsam mit leergetrunkenen Bierflaschen füllt. Wie viele Flaschen Pilsen-Gebräu wird die schwatzende Runde geschluckt haben, bis kein Lufthauch mehr zwischen die geleerten auf dem markierten Quadratmeter passt? Nun, einen Quadratmeter eben.

Rainer Willert, Lettre International 126, 2019 (rainerwillert47@gmail.com)